

NZZ, 3. Juli 2021, Seiten 42 - 45

<https://www.nzz.ch/gesellschaft/chur-politskandale-offene-drogenszene-kultureller-aufschwung-ld.1632192?reduced=true>

Die Tote in der Rabengasse

Über Chur liegt seit drei Jahren eine Gewitterzone: Laufend werden schimpfliche Affären in Politik und Wirtschaft ruchbar. Gleichzeitig schwärt mitten in der Bündner Hauptstadt eine offene Drogenszene. Dennoch wirkt die älteste Stadt der Schweiz lebenswerter denn je. Wie ist das möglich? VON JOST AUF DER MAUR (TEXT)
UND ANNICK RAMP (BILDER)

Der ewige Hofnarr in Chur ist der Wind, der über die Bündner Alpen aus dem Süden nach Chur fegt, er knallt mit losen Fensterläden, lässt Hüte fliegen, setzt gelegentlich die Stadt in Flammen, er streicht den Himmel blau, wirft zum Verdruss der Händler Werbetafeln aufs Pflaster und süsst am Ende dann doch wie ein brav gewordener Wichtel die Trauben des Bischofs. In diesen Zeiten sind in Chur aber noch ganz andere Wirbel wirksam.

Als Maria (Name geändert) nachts über die Brüstung des Stubenfensters kletterte und sich in Aufwallung einer letzten dünnen Kraft am Sims festhielt, stand das Leben in Chur still. Der Himmel war schwarz. Es war Mittwoch, der 3. Februar 2021, sieben Grad Celsius. Von Süden kommend, ging ein kleiner Wind durch die Stadt. Nachmittags hatten zweimal die Zivilschutzsirenen geheult, der jährliche Test für den Fall eines Ernstfalls. Im Wirtschaftsforum Graubünden sprach abends der Hauptreferent über den «Fitnesszustand» des Kantons.

Zur selben Stunde war in der Rabengasse niemand unterwegs, in der Reichsgasse ebenso wenig, niemand auf dem Martinsplatz. Diese drei berühren sich genau vor jenem uralten Haus, in dem im vierten Stock dieses eine Fenster offen stand. Die Pandemie hatte die Altstadtgassen und Beizen geleert. Maria wollte zurück. Ins Leben. Maria ist eine aus dem Churer Stadtgarten, dem hübschen Park, Ort der offenen Drogenszene.

Der Lifestyle-Apologet Tyler Brülé schrieb in seinem angelsächsischen Magazin «Wallpaper» vor bald zwanzig Jahren, Chur gehöre zu den Kleinstädten auf der Welt mit der höchsten Lebensqualität. Es sei, meinte Brülé,

diese unschlagbare Kombination von berückender Landschaft und einem umfassenden Angebot. Was würde der Dandy wohl heute sagen?

Kultureller Aufschwung

Das Kaufhaus Globus, in dem die Ferienhäuser vor ihrer Fahrt ins Engadin sich jeweils mit Speereien eindecken konnten, hat der Alpenstadt mittlerweile zwar den Rücken gekehrt. Chur sieht sich in die Provinzliga zurückversetzt. Aber Kunst und Kultur liefern verlässliche Hinweise auf den Sauerstoffgehalt einer Stadt – und Chur hat dank seinen Kreativen in wenigen Jahren einen beachtlichen Klimmzug geschafft. Obwohl mager subventioniert, spielte sich das Theater in der Ära Markus Luchsinger und Ute Haferburg ins Blickfeld der namhaften Feuilletons.

Drei neue Galerien für zeitgenössische Kunst haben sich etabliert. Die Jazzszene knüpft an die Sessions des legendären Fritzli Trippel an. Der Street-Art wurde mit Freiflächen auf die Beine geholfen. Im Kunstmuseum wollte es eine glückliche Fügung, dass neben dem künstlerischen Leiter Stephan Kunz, der aus Aarau nach Chur gelockt wurde, auch noch ein Zürcher Mäzen auf den Plan trat. Mit 20 Millionen Franken wurde in Richtung Erdmittelpunkt eine beträchtliche Erweiterung der Schauräume möglich. Die Bibliotheken der Stadt sind neu im historistischen Renommierbau der alten Hauptpost vereint, ein moderner Treffpunkt samt Grand-Café entstand.

Unter der zupackenden Stadtregierung ist eine Belebung der Stadt spürbar, qualitatives Wachstum steht an. Und die Gastro-Szene belässt es nicht mehr

nur beim Deklinieren von Capuns, Maluns und Gerstensuppe. Beispiel dafür ist der ingeniose Taxifahrer Toni Curdin Foppa; er installiert in Chur eine schicke Bistrokultur für Menschen, die das urbane Speiserestaurant auch als Bühne schätzen. Chur, die Schüler- und Beamtenstadt, wagt sich vor.

In jener dunklen Februarnacht in der Rabengasse hatte Maria die Kraft nicht mehr, sich am Fenstersims hochzuziehen. Sie rief nach ihrem Schicksalsgefährten, nach Markus. Der hatte sich in der Küche zu schaffen gemacht und hörte sie vorerst nicht.

In «Stille Tage in Chur» schreibt Niklaus Meienberg 1972: «In Chur tauchten Rauschgifte übrigens zur selben Zeit auf wie die neuen Wohntürme.» Jetzt sind diese Gifte ins Zentrum vorge-rückt: Der Stadtgarten, ein ehemaliger Gottesacker, ist vielleicht so gross wie ein Fussballfeld. Ein schlichtes Aktivdienst-Denkmal und eine schwülstig inszenierte Säule zu Ehren des hiesigen Verseschmieds von «Bunt sind schon die Wälder...» stehen sich gegenüber. Die alte Umfassungsmauer schützt vor Blicken von draussen nach drinnen, von drinnen nach draussen.

Ein latenter Skandal

Der Baumbestand würde zum Verweilen laden. Doch dort, wo eine Blutbuche und eine Eibe sich mit ihren Ästen fast berühren und tiefe Schatten werfen, treffen sich Menschen, denen ein Leben ohne illegale Drogen kaum mehr möglich ist. Drögeler. Schwere Fälle. Ein überregionaler Treffpunkt ist entstanden. Eine der grössten offenen Drogenszenen der Schweiz, heisst es. Ob das die kleine Stadt erträgt? Das bür-

gerliche Chur bleibt jedenfalls aussen vor, es fürchtet sich ein wenig oder ist indigniert, jedenfalls ist der Stadtgarten eine schwärende Wunde im Herzen der Stadt, ein latenter Skandal.

Hier hat Maria täglich verkehrt, in ihrer hibbeligen Art war sie unübersehbar. Hier hat sie Markus kennengelernt, den Innerschweizer, 55 Jahre alt. Markus ähnelt ein wenig Charles Bukowski, und er sagt: «Als ich Maria zum ersten Mal gesehen habe, war klar, die ist so schön. Und ich werde sie bekommen. War fast schon arrogant, gelt.» Maria aus Braunschweig. Das Bildchen, das Markus sorgfältig aus dem Portemonnaie zieht, ist nicht vergilbt, nicht zerknittert. Jung, blond, grüne Augen. Er sagt: «Wir waren ein Paar, neunzehn Jahre lang.»

Unter der Blutbuche vor der Stele zu Ehren des Dekans Paulus Kind (1783–1875) stehen Windlichter. Wenn jemand gegangen ist – sie sagen: «gegangen», was die Art und Weise offenlässt –, zünden die Kunden hier ein Licht an. Manchmal sind es sechs in einem Jahr, dann wieder zwölf.

Mittwochs kommt Werni Erb hinzu mit seinem Alphorn und hilft, wie er sagt, diesen Seelen in den Himmel hinauf. Erb ist in all seiner Bescheidenheit seit Jahren oberste Autorität und zugleich Vertrauensperson im Stadtgarten. Der 70-jährige Sozialarbeiter brät alle vierzehn Tage – mit Bewilligung der Stadtpolizei bitte schön – Würste und Gemüse; den Grill dazu hat der Starcoiffeur Jürg Oschwald aus St. Moritz gestiftet. Der ist sich nicht zu schade und schneidet den Menschen hier manchmal die Haare. Samstags verteilt die Heilsarmee Kaffee. Eine ältere Dame bringt täglich Gebäck.

Für zehn Franken
kann im Stadtgarten
ein «Steinchen»
gekauft werden:
in Ammoniak
aufgekochtes Kokain.

Für zehn Franken kann im Stadtgarten ein «Steinchen» gekauft werden. Sie nennen es «Base»: In Ammoniak aufgekochtes Kokain, kristallisiert, rauchbar. Wirkt raketenartig, wenn auch nur kurz. «Base» dominiert den Markt, auch dank der austüftelten Verkaufsstrategie: Einerseits sind zehn Franken schnell erbettelt, andererseits braucht die Kundschaft nach dem einen Rauscherlebnis schnell das nächste. Zehn oder zwanzig Mal pro Tag. Die Sucht ist heftig und psychisch peinvoll.

Die Steinchen sind in praktischen Glasröhrchen erhältlich. Die Szene ist nervöser geworden, «Base» putscht auf – es ist ein Kommen und Gehen im Stadtgarten. Waren vor zehn Minuten ein Dutzend Kunden da, sind es wenig später fünfzig. «Die Situation hat sich zugespitzt», sagt der Leiter des Vereins Überlebenshilfe. Die Umstände dieser offenen Drogenszene sind entwürdigend, konsumiert wird im Freien, das Geld ist immer knapp, die Ware immer feil. Darum wird gestohlen, entwendet, eingebrochen, es gibt Beschaffungsprostitution, Krankheiten gehen um, ein anhaltendes Elend ist es.

Stadtrat Patrik Degiacomi sagt: «Das ist für uns ein sehr drängendes Problem. Und wir wären parat, könnten verschiedene Verbesserungen angehen. Aber der Kanton bremst.»

Stoff kommt über Alpenpässe

Maria hat Kokain als «Base» geraucht. Kokain wird im Stadtgarten selten geschnupft. Das machen am Wochenende die Partygänger im Rotlichtbezirk, dem «Welschdörfli» – angeblich Churs sündigste Meile. Hier tankt der Rekrut im Ausgang sein Bier. Nachmittags balan-

cieren in Striplokalen wie dem «Octopussy» AHV-Rentner auf den Barhockern und versprudeln beim Schaumwein ihre Pension. Diejenigen, die während der Pandemie den Hauslieferdienst für «Base» entdeckt haben, lassen sich von kleinen Zwischenhändlern daheim versorgen.

Der Markt in Chur ist geschätzt mehrere zehntausend Franken schwer, täglich. Erhebliche Mengen der hier gehandelten Drogen kommen von Süden – zum Beispiel aus dem Hafen von Neapel über die Alpenpässe – nach Graubünden und werden dann weiter nach St. Gallen und Zürich transportiert. Chur ist Etappenort. In der Statistik variieren die jährlich hier abgefangenen Mengen zwischen wenigen hundert Gramm und ausnahmsweise einmal 80 Kilogramm. Im Durchschnitt also bescheidene Fänge in Graubünden – und dieser «Sickerverlust» wird von den Grossisten einkalkuliert.

Der Nachschub läuft wie geschmiert, der Preis der Ware für die Zwischenhändler sinkt tendenziell. Ueli, ein stiller Beobachter der Szene, immer bewehrt mit einer 5-Deziliter-Büchse Bier – heute «Gralsburg» für 35 Rappen –, Ueli sagt: «Es kann schnell gehen, und du landest hier. Gestern Häuschen, Familie und guter Posten, morgen arbeitslos, geschieden und im Stadtgarten.»

An jenem Abend des 3. Februars 2021 befanden sich Maria und Markus in ihrer Wohnung an der Rabengasse. In der Küche habe er, sagt Markus, zuerst saubergemacht, aufgeräumt und ein Raclette-Essen vorbereitet. Sie erwarteten einen Freund, gute Stimmung. Dann aber habe er Maria rufen hören. «Kusi!

Fortsetzung auf Seite 44

Die Tote in der Rabengasse

Kusi!» Er habe überall in der Wohnung nachgeschaut, Maria aber nirgends sehen können. Bis ihm das offene Fenster auffiel. Und er die Hände von Maria am Sims entdeckte. «Kusi!» Er habe Marias Hände gepackt, er habe versucht, sie hochzuziehen.

Während die Menschen im Stadtgarten in ihrem höllischen Rennen um Geld, um «Stoff», um den nächsten Flash gefangen und längst am unteren Ende der Gesellschaft angekommen sind, geht es am oberen Ende der Bündner Gesellschaft mitunter zu wie im hölzernen Himmel. Seit drei Jahren reiht sich in Graubünden eine schimpfliche Affäre an die nächste, die Akteure sind Grosskopfete: Unternehmer, Chefbeamte, Richter, Polizeioffiziere, und gäbe es ein helvetisches Skandal-Städte-Ranking, Chur wäre zurzeit in der Spitzengruppe. Unwetter dieser Art, wo immer sie sich im weitläufigen Kanton aufgebaut haben, regnen in der Hauptstadt ab, dem Machtzentrum.

Heimliche Absprachen

Hier muss, müsste die demokratische Verarbeitung stattfinden, der juristische Verdauungsprozess, die gesellschaftliche Klärung. Denn immer involviert, wenn auch in ganz unterschiedlichen Rollen, ist das Gouvernement. Es versucht mit Untersuchungsberichten und extern verfassten Gutachten den

Schaden an der eigenen Glaubwürdigkeit klein zu halten – und es wehrt sich durchaus wacker. Das Parlament, Graubündens Grosser Rat, sah sich dennoch genötigt, erstmals in der Geschichte des Kantons eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) einzuberufen: Es schickte sie ins Unterholz des kriminellen Bündner Baukartells. Diese PUK hat das Mögliche geleistet, die 350 Seiten sind am 9. Juni veröffentlicht worden.

Bündner Unternehmer haben in mafiöser Manier den Wettbewerb ausgeschaltet und Strassenbauprojekte der öffentlichen Hand in knapp zweihundert heimlichen Absprachen zu stolzen Preisen unter sich aufgeteilt – im Kapitalismus eine Art Todsünde. Die eidgenössische Wettbewerbskommission verhängte über die Baulöwen vor einem Jahr denn auch eine Busse von elf Millionen Franken. Den Staat Graubünden müssen die Unternehmer mit neun Millionen entschädigen.

Dass führende Beamte des Kantons Graubünden von diesem Kartell laut dem PUK-Bericht gewusst haben, pflichtvergessen ihre Vorgesetzten aber nicht informierten und selber erst noch keine materiellen Vorteile aus ihrem Wissen gezogen haben wollen, wirkt für Aussenstehende wie eine Wilderer-Mär aus den Bündner Bergen.

Immerhin glaubt der zuständige Regierungsrat Mario Cavigelli, das erklären zu können: Seine Beamten seien eben zur fraglichen Zeit in Bezug auf illegale Kartelle noch «nicht genügend sensibilisiert» gewesen. Eine erstaunliche Aussage für einen gelehrten Juristen. Das geltende Kartellrecht ist seit 1995 in Kraft, und: «ignorantia legis non excusat», Unwissen schützt vor Strafe

Der Regierungsrat Mario Cavigelli sagt, seine Beamten seien in Bezug auf illegale Kartelle «nicht genügend sensibilisiert» gewesen.

nicht. Dennoch mag Cavigelli niemanden in die Wüste schicken.

Fast gleichzeitig wurden die Umstände der Festsetzung des Whistleblowers Adam Quadroni, der das Kartell aufgedeckt hatte, ruchbar. Quadroni lebt getrennt von seiner Familie, und es ist ihm in der akuten Phase des Rosenkriegs von der Ehefrau und einem Bezirkspostenchef der Polizei unterstellt worden, er beabsichtige Gewalt anzuwenden gegen die Familie. Der kleingewachsene, schüchtern wirkende Mann ist daraufhin wie ein Räuberhauptmann von einem Grenadierkommando der Polizei überwältigt, gefesselt und mit einem Sack über dem Kopf vom fernen Unterengadin nach Chur ins «Waldhaus», in die psychiatrische Klinik, verbracht worden.

Die Ärzteschaft konnte in Adam Quadroni allerdings keinen Gefährder erkennen. Ausserkantonale Medien, die als Erste vertrauenswürdig darüber zu berichten wussten, wurden in der Bündner Presse als «Heizer aus dem Unterland» bezeichnet. Aber dieses Unterland schaut nun staunend zu, was sich Gutbetuchte in der beliebten Ferienecke alles herausnehmen.

Im Juni sickerte durch, dass jener Polizeimajor, der den Einsatz gegen Quadroni verantworten muss und gegen den deshalb eine Untersuchung läuft, durch seinen Kommandanten Walter Schlegel zur Beförderung vorgeschlagen worden ist. Schlegel hat diese schwerverständliche Belobigung inzwischen zurücknehmen müssen. Nicht rückgängig zu machen ist die Tatsache, dass zweierlei Polizeiprotokolle über den Einsatz angefertigt worden sind – ein sogenanntes Schattenprotokoll und ein offizielles, ein aufgehübschtes. Das

wirkt keineswegs mehr «patschifig» (gemütlich). Doch auch Schlegel darf bleiben, der zuständige Regierungsrat Peter Peyer hält als ehemaliger Gewerkschaftler wenig von Kündigungen.

Mobbing im Kantonsgericht

Das Kantonsgericht, hoffentlich doch ein Hort der Integrität im Land der Steinböcke, lief letztes Jahr selber zu bühnenreifen Fehlleistungen auf: Der Gerichtspräsident änderte ein gemeinsam mit seinem Kollegen gefälltes Urteil nachträglich substantiell ab. Das vorläufige Finale der peinlichen Affäre: Der Gerichtspräsident konnte sich in die Pensionierung retten, drei der einander mobbenden Richter mussten durch das Kantonsparlament ausgewechselt werden. Zurück bleibt ein atemberaubendes Pendenzengebirge, das in zwei Jahren mit temporär angestelltem Justizpersonal abgebaut werden soll. In den nationalen Medien laufen die entsprechenden Stelleninserate.

Die nächste Folge in der Bündner-Soap liefert das Hochbauamt: Der «Sennhof», das alte Gefängnis Churs, berüchtigt wegen seiner vorschriftswidrigen winzigen Zellen, hat ausgedient. Der Boden gehört dem Kanton, und der will hier gleich ein neues Quartier bauen lassen. Die Investoren des siegreichen Wettbewerbsprojekts beschrieben ihr Vorhaben 2020 noch so: «Es werden günstige Gewerbeflächen für das Kleinhandwerk zur Verfügung gestellt. Im Neubautrakt sind preisgünstige Genossenschaftswohnungen vorgesehen.»

Das stiess auf Wohlwollen. Im April 2021 dann die plötzliche Änderung des Projekts, wie beim Hütchenspiel: «Im Neubautrakt entstehen 29 Eigentums-

wohnungen.» Von Genossenschaftswohnungen keine Rede mehr. Begründung: Der Kantonsbaumeister sieht sich gehalten, auf einem höheren Baurechtszins zu bestehen, der mit Genossenschaftswohnungen nicht zu haben ist. Die Regierung schweigt, ein «Gschmäcke» bleibt.

Was wäre, wenn die hohe Umfassungsmauer um den Stadtgarten den Churern und Churerinnen den Anblick nicht ersparen würde, das Drogenelend und damit der Skandal unübersehbar wären? Hier hat Maria ihr Leben verbracht, ein Leben, das sich niemand im Stadtgarten je selber gewünscht hat.

Der Grossrat Tobias Rettich hat 2018 einen Vorstoss eingereicht, mitunterzeichnet von zwei Dritteln der Deputierten. Darin heisst es: «In Graubünden hat sich die Drogenpolitik in den letzten 20 Jahren kaum weiterentwickelt. Die gesundheitlichen und gesellschaftlichen Folgen wie Verschuldung, Verwahrlosung, Obdachlosigkeit, Infektionen etc. durch unsauberen Konsum erzeugen horrenden Kosten für den Gesundheitsbereich und die Gemeinden, steigern die Verelendung, grenzen betroffene Menschen aus und sorgen regelmässig für Todesfälle.» Gefordert wird eine Anlaufstelle mit Konsumraum. Das entspricht der international anerkannten Schweizer Drogenpolitik.

Gemächlichkeit, wo es eilt

Inzwischen hat die Stadt Chur auf eigene Kosten ein umfassendes Lagebild erarbeitet und vier Gassenarbeiterinnen angestellt, die das Vertrauen der Drögeler haben und in Echtzeit helfen. Doch das ist ein Provisorium, und die Stadt wartet händeringend auf Hilfe des

Der Gerichtspräsident rettete sich nach der peinlichen Affäre in die Pensionierung, zurück bleibt ein Pendenzengebirge.

Kantons. Der Bürgermeister Andreas Brunold sagt: «Diese armen Leute können wir nicht einfach vertreiben. Ich begreife nicht, dass es derart harzt beim Kanton.» Die Chefin von Chur Tourismus, Leonie Liesch, hält fest: «Der Stadtgarten ist nicht der Wunschort für eine solche Szene. Aber das ist Teil unserer Gesellschaft. Ich wünsche mir eine schöne Lösung für diese Menschen. Ich verstehe nicht, dass es beim Kanton so schleppend vorangeht.»

Der im Departement für Volkswirtschaft und Soziales verantwortliche Regierungsrat, Marcus Caduff, ein der Scholle entwachsener Bauernsohn mit zwei ETH-Abschlüssen und Wohnsitz in einem schmuck gelegenen Dörfchen im katholischen Oberland, er tut sich schwer mit dem Stadtgarten. Er sagt: «Ich hatte das Glück, nie mit illegalen Drogen in Kontakt zu kommen, und musste in der Folge lernen, was die Sucht für die Betroffenen bedeutet. Und ich musste lernen, dass Drogensucht eine Krankheit ist.» Er hat die Schweizerische Koordinations- und Fachstelle Sucht (Infodrog) mit einer Bedarfsabklärung beauftragt.

Der Schlussbericht lag im Sommer 2020 vor. Im April 2021 erst bequeme sich Caduff, das Papier zugänglich zu machen. In den Handlungsempfehlungen steht, was in anderen Schweizer Städten längst mit Erfolg verwirklicht ist: betreutes Wohnen, Gassenarbeit, Prävention, Monitoring, ein sauberer Konsumraum. Damit verschwindet das Problem zwar nicht, aber es kehren menschenwürdigere Zustände ein, die Kollateralschäden der Drogensucht sind rückläufig.

In freundeidgenössischer Manier hätte Regierungsrat Caduff sich die Erfahrungen anderer Kantone schon

**Das Rad muss neu
erfunden und vorsichtig
ausprobiert werden.
Das ist häufig so und
nennt sich scherzhaft:
alpine Retardierung.**

längst beschaffen, die Realisierung anpacken können. Aber in gut oberländischer Tradition muss jetzt zuerst das Rad neu erfunden und vorsichtig ausprobiert werden, jedes Detail ist abzuklären, alles muss unter Kontrolle bleiben, es braucht angeblich das «made in Graubünden». Das ist bei gesellschaftspolitischen Themen häufig so und nennt sich scherzhaft: alpine Retardierung. Doch der Fall ist ernst. Es wird gestorben während dieses jahrelangen Zauderns.

Ihr Name fehlt in der Statistik

Markus bekam in jener Nacht des 3. Februars 2021 die Hände Marias zwar zu fassen – «Kusi! Kusi!», rief sie, zurück wollte sie. Eine Zeugin hat das mitbekommen. Er versuchte, mit einer Hand Marias Hosenbund zu greifen. Aber sie trug Trikotosen, und obwohl sie nur noch etwa vierzig Kilogramm wog, schien sie immer schwerer zu werden. «Wir hatten einmal vereinbart», sagt Markus, «dass wir gemeinsam gehen werden. Miteinander springen. Nach einem Besäufnis, vom Flimserstein.» Der Sturz aus dem vierten Stock dauert einen Atemzug lang. «Sie hat nichts mehr zu mir gesagt, während sie fiel. Nicht mehr «Kusi», nichts mehr.» Minuten und eine Ewigkeit später zerschneidet die Sirene des Ambulanzfahrzeugs die Stille vor dem Haus in der Rabengasse.

In der Statistik wird Maria nicht als Drogentote aufscheinen. Und ihr Unglück im Unglück erfasst keine Rubrik. Ihr Ende wird unter Suizid eingereiht. Darum gibt es keine Meldung, keine Nachricht, kein Wort. Markus wird im August Marias Asche beisetzen, am einstigen Wohnort ihrer Eltern. An ihrem 43. Geburtstag.